

M

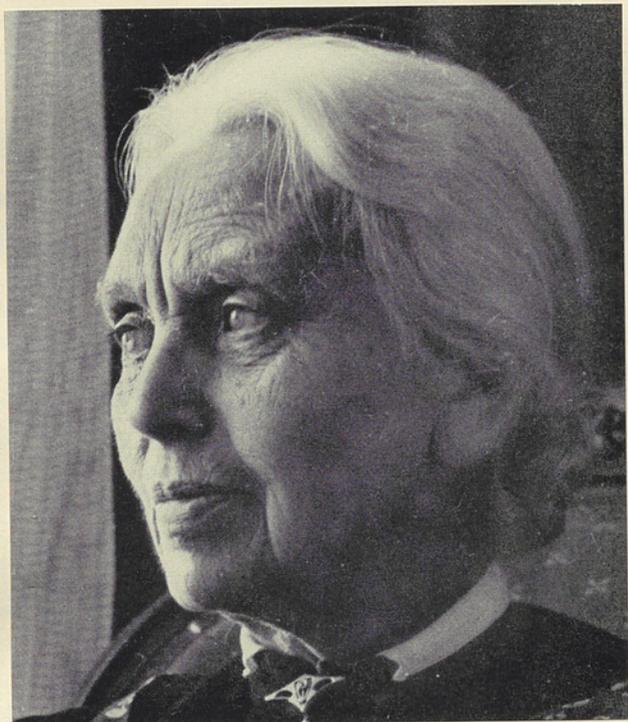
Nekr K 87

EMMA KÖLLE

Hausmutter der Schweiz. Anstalt für Epileptische

4. Februar 1870 — 14. September 1960







## GEDENKWORTE VON HERRN PFARRER RUDOLF GROB

Enzenbühlkapelle, Zürich, 17. September 1960

Wenn einer mir dient, der folge mir nach,  
und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein. Joh. 12, 26

Emma Kölle wurde am 4. Februar 1870 als Tochter des Friederich Kölle und der Emma, geb. Landenberger in Stetten im Remstal geboren. Sie erlebte zusammen mit einer Schwester und vier Brüdern eine frohe Jugendzeit im Elternhaus und zugleich in der grossen Anstalt für Epileptische, Stetten, in der ihr Vater als Verwalter und Hausvater wirkte. Im Sommer 1886 wurde er zum Direktor der neugegründeten Schweizerischen Anstalt für Epileptische nach Zürich berufen. Die Entschlafene erzählte später, wie sie damals auf den Bagerüsten des ersten Anstaltsgebäudes, des Kinderhauses, herumgeklettert war. Von der Anstalt aus nahm sie in Zürich Unterricht in Sprachen und Haushaltskunde und verbrachte dann ein Jahr in einer Pension der französischen Schweiz. Mit 18 Jahren stand sie ihrer Mutter, der Hausmutter der Anstalt, als Gehilfin bei und übernahm nach ihrem Hinschied im Jahre 1906 das Amt der Hausmutter der Gesamtanstalt, die damals 240 Kranke beherbergte. In dieser Wirksamkeit blieb sie bis zum Jahre 1943 und trat dann nach einem Anstaltsdienst von 55 Jahren in den Ruhestand. Sie nahm noch lebhaft am Ergehen der Anstalt Anteil und besuchte oft die Kranken des Frauenhauses, wurde aber zusehends gebrechlicher. Ende 1953 bedurfte sie der dauernden Pflege bei Tag und Nacht und zog dann aus ihren vertrauten Räumen im Kinderhaus, in denen schon ihre Eltern gewohnt hatten, in das kleine Krankenhaus der Anstalt. Dort ist sie letzten Mittwoch, den 14. September, nach langem, schweren Leiden morgens früh um 5 Uhr nach einer ruhigen Nacht sanft entschlafen.

\*

Die Lebensarbeit der Entschlafenen erinnert an das Wort des Herrn: „Wenn einer mir dient, der folge mir nach.“ Sie wollte dienen, dienen in der Nachfolge Jesu. Das war ein Wort, das vor 70 Jahren und in den nachfolgenden Jahrzehnten in der christlichen Liebestätigkeit oft genannt und manchmal auch zur frommen Mode und zum frommen Schlagwort geworden war. Für die Entschlafene war es das Herz und die verborgene Mitte ihrer Lebensaufgabe, es war das, was sie unter Wirksamkeit verstand und verwirklichen wollte, und sie war sich stets bewusst, wie leicht es war, über das Dienen in der Nachfolge des Herrn zu reden, und wie unsagbar schwer, es im eigenen Dienst wahr zu machen.

Zwar war sie zu ihrem Dienst mit hohen, natürlichen Gaben ausgerüstet. Sie hatte das grosse Denken, Tatkraft, Organisationstalent und das klare Urteil ihres Vaters und von der Mutter ein tiefes frauliches Empfinden und eine freudige Hingabe an Arbeit und Mitmenschen. Sie war die geborene Leiterin, hatte eine erstaunliche, ihr stets gegenwärtige Übersicht über das Ganze ihres Arbeitsgebietes und über alle Einzelheiten. Als in der Grippezeit im Oktober 1918 innert wenigen Tagen mehr als ein Drittel der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen samt vielen Patienten erkrankten, sah sie die ganze Lage von mehr als 20 Krankenabteilungen klar vor sich und wusste nach kurzem Besinnen Bescheid, welche von den 20 Gehilfinnen der Zentralküche, welche von den Näherinnen und den Haushaltgehilfinnen als Hilfsschwestern eingeteilt werden konnten und wie der Haushalt organisiert werden musste, dass er mit stark verminderten Kräften vorübergehend weiter geführt werden konnte. Sie brauchte dabei kein Notizbuch zu Hilfe zu nehmen. Das Bild jedes einzelnen aller Mitarbeiter mit ihren Fähigkeiten und ihren Beschränkungen stand ihr klar vor Augen.

Aber mit der innern Klarheit war ihr bewusst: So ernst zu nehmen eine wohlgeordnete Organisation und ein sachkundiges Arbeiten sind, so werden sie doch bald zum leeren Gehäuse, wenn sie nicht das gemeinsame christliche Dienen durchdringt. Aber was verstand sie unter diesem Dienen? Sie musste einst notgedrungen ein charakterlich schwieriges Hausmädchen der Zentralküche entlassen, das

sich mit ihrer Vorsteherin und den Gefährtinnen nicht vertragen wollte. Unsere Hausmutter empfand diese Entlassung als eine Niederlage und sorgte sich darüber in der Nacht in vielen schlaflosen Stunden bis gegen den Morgen und sagte dann: „Das Richtige wäre, dass wir auch schwierigen Menschen zurecht helfen könnten.“

Fräulein Kölle war in den engen und strengen Formen des alten württembergischen Pietismus aufgewachsen. Trotz der Güte und dem fröhlichen Humor ihrer Eltern lag über dem Glaubensleben der Tochter der Schatten der Gesetzlichkeit und der Angst vor der Strafe Gottes. In jener Zeit wurden die Kinder im kirchlichen Unterricht oft schon in ihrer zarten Jugend vor die ganze Schwere der Sünde und der Verantwortung für ihre Sünde hingestellt, als ob sie Erwachsene wären. Fräulein Kölle, die in ihrer Veranlagung einen zur Schwermut neigenden Zug hatte und frühzeitig trotz der ganz andern Glaubenshaltung ihres Vaters in den Bann einer ängstlichen Gesetzlichkeit geraten war, drang erst längere Jahre nach ihrer Jugendzeit zu einem frohen Glauben an die freie Gnade Gottes durch, die uns in Jesus Christus aufleuchtet. Und im Licht dieses Durchbruchs sah sie nun auch ihren Dienst. Sie nahm ihn aus den Händen ihres Herrn und Erlösers als ein kostbares Geschenk, ihn tun zu dürfen, und tat ihn in aller Selbstverständlichkeit.

Sie war in einer Tradition aufgewachsen, da man im Anstaltsdienst harte Opfer brachte, die wir heute mit Recht als eine ungerechte und unvernünftige Überlastung eines Mitarbeiters betrachten. Aber sie empfand ihren Dienst nicht als ein Opfer sondern als Lebenserfüllung und Freude. Sie war dafür dankbar, dankbar dem Herrn und dankbar den Menschen. Sie hatte da so eine recht altmodische Dankbarkeit. Sie war dankbar für die Treue der Schwestern in ihrem schweren Pflegedienst, für die Arbeit jedes Mitarbeiters, der sich unverdrossen einsetzte. Das war doch die grösste Gabe Gottes an die Anstalt. Sie war dankbar für das Vertrauen des Komitees, für die Fürsorge und Freundschaft des Damenkomitees, dankbar für jeden, der für die Anstalt Gutes tat, dankbar für jeden neuen Tag, in dem man im Dienst stehn durfte.

Darum war sie auch bei allem, was sie tat, mit dem ganzen

Herzen dabei. Sie hörte auf die Kranken und war ganz bei ihnen, verstand sie wunderbar und fand immer ein Wort, das sie aufnahmen; sie hingen an ihr in grossem Zutrauen und sahen zu ihr auf. Sie empfing Besuche und war wiederum ganz für sie da, in ruhiger Bereitschaft, ihnen in ihren Anliegen zu dienen, und war dann wieder bei Fragen des Haushaltes in Küche und Nähzimmern, im Garten, in der Schuhmacherei und in der Schneiderei, sachlich, fachkundig, genau und dabei doch voller Anteilnahme an der Arbeit der Mitarbeiter.

Sie lebte in ihrem Dienst. Man konnte sich ihr Leben nicht ohne ihre Lebensarbeit vorstellen. Das war das Geheimnis der Treue in ihrem Dienst: Hier war sie von ihrem Herrn hingestellt worden, hier war sie daheim im tiefsten Herzen, hier war ihr Zuhause, ihr Reichthum,

Sie erwartete auch von ihren Mitarbeitern den ganzen Einsatz. Sties sie bei ihren Gängen durch die Anstalt auf Nachlässigkeiten, so stellte sie die Säumigen in ihrer beherrschten, überlegenen Art zur Rede und ging Ausreden mit untrüglicher Sicherheit zu leibe, suchte aber zugleich nach einer Brücke zum gegenseitigen Verständnis. Die Betroffenen ahnten nicht, wie tief der Hausmutter solche Aussprachen zusetzen konnten. Da sie sich immer wieder ins Licht des Allwissenden stellte, dachte sie von sich klein, und versuchte es, die andern auch in ihren Fehlern zu verstehen. Sie kämpfte darum, auch mit Menschen, die ihr Mühe machten, innerlich bei sich ins Reine zu kommen und sie zu ertragen und zu lieben. Das wurde ihr denn auch immer wieder geschenkt, freilich mit einer Ausnahme: Nicht ertragen konnte sie Unwahrhaftigkeit und vor allem nicht Unwahrhaftigkeit in einem frommen Gewand. Wer dem Herrn dienen wollte, der musste nach ihrer Überzeugung auch innerlich ein Dienstkleid tragen, ohne Aufmachung, ohne Salbung und Feierlichkeit, ohne von seinem Dienst Worte zu machen; er sollte in aller Gelöstheit und Natürlichkeit seine Wege gehn.

Ihre edle Innerlichkeit, ihre kristallklare, durch und durch echte Art zog viele Menschen an. Sie hatte einen grossen Freundeskreis von Frauen und Männern, die alle mit der Anstalt in irgend einer Beziehung standen. Da waren die Malerinnen Toni Locher und

Johanna Guhl, die schwedische Anstaltsdirektorin Holmquist, denen sie bis zu ihrem Tod in naher Freundschaft verbunden blieb, dann manche Pfarrer, die sie immer wieder besuchten, und manche Besucher der Anstalt, die durch die Hausmutter zu Gönnern und Wohltätern des Werkes wurden.

„Wo ich bin“, sagt der Herr, „da wird auch mein Diener sein.“ Die unsichtbare Gegenwart des Herrn schimmerte in ihrem Wesen durch. Ein Unternehmer, der dann und wann der Anstalt beistand, sagte einst von unserer Hausmutter: „Man fühlt sich von ihr durchschaut. Sie ist wie eine stille, gütige Einladung, ganz anders zu werden.“ Dieser Mann hatte seine Mühe, mit dem Christenglauben zurechtzukommen, und es war auffallend, wie manche von sogenannten Weltleuten unter den Besuchern der Anstalt gerne in ihrer Nähe waren. Sie fanden hier, wie es im Petrusbrief heisst, den „Wandel der Frauen ohne Worte“, eine innere Vornehmheit der Nachfolge Jesu, die auch in die äussere Haltung ausstrahlte und viele beglückte. Einer dieser Besucher sagte, unsere Hausmutter komme ihm vor wie eine Fürstin. So echt war ihre einfache Vornehmheit.

Mit ihren Geschwistern und ihren Familien blieb sie in inniger Treue verbunden. Sie war nach dem Heimgang ihrer Eltern die geistige Mitte, die lebendige Heimat, zu der alle von Zeit zu Zeit zurückkehrten, um sich auszusprechen und im alten Heim der Eltern bei ihrer Schwester daheim zu sein.

In den Gesprächen mit ihren Vertrauten und Freunden kam immer wieder an den Tag, wie tief die Hausmutter über viele Fragen nachgedacht hatte. Sie las die Bücher, mit denen sie sich abgeben wollte, sorgfältig aus und nahm sich nächtlicherweile und in den Ferien Zeit, sich in sie zu vertiefen. Bis in ihr siebtes Jahrzehnt hinein behielt sie ihr geistiges Wachstum. Sie wurde nicht, wie andere Menschen ihrer Generation von der neuen Zeit wie von einer ihnen fremden Macht überfallen. Schon nach dem ersten Weltkrieg war sie sich darüber klar, dass nun die alte Welt mit ihren alten Traditionen verschwunden war, und wir nun ohne zurückzublicken mit offenen Augen unsern Weg in der Gegenwart suchen müssen. Weil sie gewohnt war, die Bibel immer wieder neu zu lesen und neu zu

entdecken und sich von Gottes Wort Tag für Tag Neues sagen zu lassen, fand sie auch den Weg in die neue Zeit hinein.

Nachdem unsere Hausmutter im Jahr 1943 in den Ruhestand getreten war, wurde sie von einer zunehmenden Schwäche heimgesucht. Es war für ihre Verwandten und alle andern, die ihr nahe standen, ein schweres Erleben, wie sie immer hilfloser wurde und von ihrer einstigen hohen und vornehmen Erscheinung nur noch ein Schatten war. Es kamen in dieser Zeit auch viele Anfechtungen, mit denen sie schon in ihrer Jugend gekämpft hatte, neu über sie. Sie sah Gottes Strafe über ihr wie eine schwarze Wolke. In einem durch ihre Krankheit bedingten Schuldgefühl stand ihr ganzes früheres Leben oft nur wie eine einzige Anklage vor ihr. Doch wurde es ihr immer wieder geschenkt, sich mit Gottes Wort zu trösten und es erging ihr dann wie dem Propheten Micha, der mitten im Gefühl der Gottverlassenheit ausrief: „Wenn ich gleich im Dunkeln sitze, so ist doch der Herr mein Licht.“ (Micha 7, 8)

Es war für alle, die mit der Entschlafenen vertraut waren, angesichts ihres langen Leidens ein Trost, dass sie von der Anstalt, der sie so treu gedient hat, so liebevoll gepflegt wurde. Im Namen der Angehörigen sei hier der Direktion der Anstalt, den Schwestern, die Fräulein Kölle pflegten, vor allem Schwester Amelie, Herrn Pfarrer Graber und Fräulein Winkler, die sie so oft besuchten, von Herzen gedankt.

\*

Der Lebenslauf der Entschlafenen geht in eine Zeit zurück, die für viele längst entschwunden ist. Er redet aber in dieser Stunde in unsere Gegenwart hinein: „Wer mir dient, der folge mir nach“.

Christus, der Herr, der aller Knecht geworden ist, der gekommen ist, zu dienen und Sein Leben herzugeben in diesem Dienst, ladet uns ein, in Seinen Dienst zu treten. Er drängt uns nicht. Er lässt uns die Wahl, die freie Entscheidung. Aber er sagt: „Wer mir dient, der folge mir nach“, der gehe Meinen Weg. Und welchen Lohn verspricht Er? „Wo ich bin, wird mein Diener auch sein“. Er ver-

spricht Seine verborgene Gegenwart in unserem Leben. Was heisst das? Er führt uns heraus aus der Eingeschlossenheit in uns selbst in die freie Gemeinschaft mit Gott und den Menschen, aus der Verkrampfung unseres Geltungstriebes in die Erlöstheit des Dienens, aus der heimlichen Angst vor Gott zur Freude an Gott. Er führt uns aus dem blossen Reden über Gott, aus blossen Vorstellungen und Begriffen über Gott zum Vater selbst, zur Wirklichkeit Gottes hier unten auf Erden. Und diese Wirklichkeit Gottes ist dort, wo ein Mensch, von Christus erfasst, wirklich dienen will, an Ort und Stelle, in seiner nächsten Umgebung, hier im alltäglichen Leben; wo es ihm eine viel grössere Freude ist, von sich selber los zu kommen und in aller Schlichtheit für die andern zu leben, als in dem lächerlichen Theaterspiel dieser Welt mit ihren frommen und unfrommen Masken und Kleidern eine Rolle zu spielen. Im echten Dienst, da erfährt er schon jetzt einen Teil der Seligkeit, die uns nach diesem vergänglichen Leben in der Ewigkeit verheissen ist: er lebt in der Gegenwart des Christus, in der leibhaftigen Verbindung zwischen Gott und Mensch und der Menschen untereinander, die Ihn lieben. Da ist es für ihn Erlösung, dienen zu dürfen.

Und so lange uns die Sonne noch scheint, schenke uns der Gottessohn, der Herr aller Herren und Diener aller Diener in Gnaden die Kraft, Seinen Weg zu gehn, tapfer und mit Freuden.

Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Amen.